

Von dieser Zeitung ersch. eint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von
22 Nummern 8 Thlr. Abonnem. ent-
nehmen alle Postämter, Kunz- und
Buchhandlungen an.

Abend-



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge.

Dritter Jahrgang.

No. 1.

Donnerstag, am 30. December.

1852.

Ein Apostat aus Ueberzeugung.

Historische Novelle aus der Neuzeit.

von

Adolph Stern.

I. Vor dem Sturm.

Die Freiheit hab' ich stets im Sinn getragen,
Doch einß haß ich noch grimmi'ger, als Despoten,
Das ist der Pöbel, wenn er sich den rothen
Zerfetzten Königsmantel umgeschlagen.

Emanuel Geibel.

1.



„So heute Abend, geehrter Herr Ewald?“

„Wie Sie wünschen, mein Herr Baron. Ihr
ergebener Diener harret Ihrer weitem Bestimmungen.“

„Ich will Sie bei der Spinnerei am Kreuz
erwarten.“

„Wohl, ich bin bereit mich einzufinden!“

Dieses Zwiesgespräch wurde von zwei Männern,
an einem heitern Julivormittage des Jahres 1848
auf dem Graben der Residenz Wien geführt. Der
eine, Herr Ewald angedebete, war ein junger Mann
von etwa zweiundzwanzig Jahren mit scharfen,
jüdischen Gesichtszügen, tiefliegenden und geistvollen
schwarzen Augen, einer hohen trotz der Jugend ihres

Besitzers männlichen Stiern, die von schwarzen
Locken, welche in üppiger Fülle bis über den Nacken
herunterwallten, umkränzt war, und einem feinen
scharfgespaltnen Mund, der zwei Reihen nicht be-
sonders schöner, jedoch tadelloser Zähne erblicken
ließ. Die kräftige nicht übermäßig schlanke Gestalt
des jungen Mannes wurde durch eine höchst ele-
gante, aber sonderbare Kleidung, vortheilhaft hervor-
gehoben; eine schwarze Kutte, mit reichen Schnuren
besetzt, die eng an den Körper angeschlossen, Sporenschneideln
und ein schräg auf die Lockennacht gesetzter schwarzer
Calabreser, von dem eine rosenrothe Feder herab-
wallte, bildeten die Haupteigenthümlichkeiten derselben.

Weniger auffällig erschien der andre, Herr
Baron titulirte, ziemlich bejahrte und dabei ziemlich
beleibte Mann. Auf seinem Gutmüthigkeit und
Behaglichkeit verkündendem Gesicht war kein Platz
für ausdrucksvolle Züge, seine Kleidung war durch-
aus polizeimäßig, ein blauer Frack mit etwas un-
modischen Metallknöpfen, Sommerpantalon und
eine Weste vom feinsten weißen Piqué, stimmten
ganz vortreflich zu dem Aussehn ihres Besitzers,
und zu dem runden Hut, den dieser, mit einem
schönen Stocke in der Hand, trug.

Dem kurzen Gespräch der beiden hatte, an dem

Fenster einer Buchhandlung stehend, ein Dritter gelauscht und daran allerhand eigenthümliche Betrachtungen geknüpft. Dies war ein Mann in abgeschabter Kleidung mit stark cynischen Manieren und Gesichtsausdrücken. Wirt hing ein dicker Büschel ährenblonder Haare in die gefurchte Stirn hinein, denen man es ansah, daß sie alles, was mit Kamm und Bürste verwandt war, gründlich verabscheuten. Die Nase zeigte unverkennbar die Spuren des Trinkens, und das Roth, welches die schwammigen Backen des Beobachters färbte, war kein natürliches. Der unsaubere Forscher murmelte: „nun ist der Beweis klar. Mit dem Baron Spiegel, dem privilegierten Reactionär, dem fetten Geldsack, verabredet er Zusammenkünfte. Und der Saßberg will mir's nicht glauben — warum? weil er selbst kein wichtiger Kerl ist. Einer wie der Andre, sie leimen Dich nicht, Andreas Schneider.“

Der Mann, aus dessen Munde wir seinen ehrenwerthen Namen und seine große Klugheit erfahren, wandte sich von den scheidenden Behorchten ab und ging mit Schritten, die des Stolzes eines Grafen würdig waren, in eine kleine Seitengasse. Hier trat er in ein im Erdgeschoß befindliches Lokal, das von außen über der schwarzen Thür eine tricolore deutsche Fahne und eine weiße Tafel mit der rothen Inschrift: „Expeditionslokal und Redaktionsbureau des „Österreichischen Volksboten““ trug.

Die innere Einrichtung des dunkeln Lokals war ziemlich dürftig, durch einen Bretterverschlag ward das Gemach in zwei ungleiche Hälften geschieden, deren eine als Expedition, die andere als Redaktionsbureau gelten mochte. Die Expedition enthielt nichts Bemerkenswerthes, eine Ladentafel, worauf ein ziemlicher Stoß noch feuchter Druckbogen lag, einen andern Tisch, auf dem sich Schreibzeug und Bücher befanden, und vor demselben einen Stuhl, dessen Inhaber in der Deffnung des Bretterverschlags, die den Eingang in das Redaktionsbureau bildete, lehnte.

Diese kleinere, aber jedenfalls vorzuziehende Hälfte des Lokals war mit einem mächtigen Schreibpult, bedeckt von Büchern, Zeitungen, Papieren und Schreibmaterialien, einem Bücherrepositorium und einem großen altväterischen Lehnstuhl decorirt. Außerdem pickte an der Wand eine Schwarzwälder Uhr, neben welcher sich die Thür eines

Wandschränkchens befand, und ein rother Vorhang zierte das vergitterte, eine spärliche Aussicht auf das Gäßchen verstattende Fenster. Der Eigenthümer aller dieser Herrlichkeiten, lehnte wie schon gesagt, in der Thür des Redaktionsbureau's, und grüßte den Eintretenden in der Manier, die wir gegen alte jedoch nicht besonders willkommene Bekannte anzuwenden pflegen.

Herr Andreas Schneider erwiderte den kalten Gruß nicht einmal, trat in das Redaktionsbureau ohne alle Umstände ein, warf sich in den großen Lehnstuhl, und begann eifrig Zeitungen zu lesen und zu schreiben. Nach kurzer Weile schnarrte nur noch die Feder über das Papier, die Zeitungen waren bei Seite geworfen. Diesen Moment hielt der Verleger des österreichischen Volksboten (denn das war der Inhaber der Expedition) für geeignet, ein Gespräch mit Herrn Andreas Schneider anzuknüpfen. Er frug also lakonisch: „einen Leitartikel, Herr Redakteur?“

„Ja!“ war die gleiche Antwort.

Es trat eine kleine Pause ein, der Verleger schien in Verlegenheit zu sein, was er dem Herrn Redakteur weiter sagen sollte. Er bot ihm daher langsam in die innern Räume seines Bureau's ein tretend, eine Prise, die Herr Andreas Schneider hastig nahm und sagte: „heut wollen wir's ihnen einmal tüchtig geben. Der heutige Artikel heißt: die Arbeiter und die Bourgeoisie.“ — „Haha.“

„Nun — und —“

„Nun, und — ist für die Arbeiter und gegen die Bourgeoisie — wie natürlich.“

Der Verleger kehrte mit einem Seufzer an seine Ladentafel zurück, eben schlug die Schwarzwälder Uhr zehn, er trat daher vor die Thür seines Lokals, hängte an die schwarzrothgoldne Fahne eine Nummer seines Blattes, zum Zeichen, daß dasselbe für den Preis von einem Kreuzer einzeln zu haben sei. Dann setzte er sich auf seinen Schemel, die giftigen Blicke, welche ihm Herr Andreas Schneider, der Redakteur des Volksboten zuwarf, gar nicht bemerkend.

Das Expeditionslokal begann sich zu füllen, Zeitungsträger und Abonnenten traten einzeln nach und nach herein, und verweilten, um durch die Thür ein Gespräch mit Herrn Andreas Schneider führen zu können. Der eifrige Redakteur schrieb unermüdblich fort, und daher bemerkte er lange Zeit

nicht, daß derselbe Herr Ewald, den wir eben mit dem Baron auf dem Graben trafen, den Verleger freundlich bewillkommt und, an die Ladentafel gelehnt, die heutige Nummer des Volksboten gelesen hatte. Endlich erhob er den Kopf ein wenig, warf einen Blick in die Expedition heraus und war nicht wenig erstaunt, Herrn Ewald zu sehen. Als hätte ihm eine Schlange gestochen, warf er die Feder hin und knurrte: der Mensch treibt die Frechheit weit!"

Ewald hatte die Worte des Herrn Redakteurs nicht verstanden, er fragte daher: „sagten Sie etwas, Herr Schneider?“

„Nein, ich sagte nichts, ich wundre mich bloß, Sie hier zu sehen. War Ihnen denn die Gesellschaft des Baron Spiegel weniger angenehm als sonst?“

„Sie ist mir stets unangenehm, ich muß sie aber ertragen, weil Herr von Spiegel einige Gemälde bei mir kaufen will, und die Kunst ohnehin so darnieder liegt, was übrigens bei diesen Zeitstürmen kein Wunder ist, daß man froh sein muß, hier und da einen Mäcenaten zu finden.“

„Kunst! — Verrätherci! — ist übrigens Alles Lüge,“ brummte Andreas Schneider und kehrte zu seinem Leitartikel zurück. Das Expeditionsklokal war leer, der Blätterexemplare nur noch wenige und der Verleger rief seinem Redakteur zu: „nicht wahr, Schneider, wenn einer oder der andre noch kommen sollte, so besorgen Sie das mit? Ich will mit Freund Ewald einen Sprung durch die Stadt thun.“

„Gut, schon gut“ sagte eifertig Herr Andreas Schneider und ließ die Feder heftiger als zuvor über das Papier schnarren.

„Ja doch, ja doch,“ spöttelte Ewald im Gehen und warf einige Cigarren in das Redaktionsbureau, die Herr Schneider erst auslas, als er die Ueberzeugung gewonnen, daß sowohl Ewald als Herr Gustav Saßberg, sein Verleger, sich entfernt hatten.

Gustav Saßberg ging einige Minuten schweigend neben seinem Freunde, dann begann er: „Dskar, das geht nicht länger mehr so fort, Du reißt Dich auf in diesem Zwiespalte, eins mußt Du zurücksetzen, die Liebe oder die Freiheit, entscheide Dich bald.“

„Meinst Du,“ antwortete Ewald trüb, „eine Entscheidung, von der eine inhaltsschwere Zukunft abhängt, sei sogleich zu fassen?“

„Sogleich? Nein! aber Du schwankst schon mehre Monate, wie Du recht gut weißt, und der Tag wird ohne dies bald kommen, an dem es heißt: hie Welf, hie Waiblingen!“

„Und dann stehst Du mit Deinem Andreas Schneider in den Reihen der Freiheit, und ich in denen der Reaktion,“ ergänzte Ewald.

„Ich befürchte dies bloß Dskar, und eben darum rufe ich Dir täglich, stündlich zu: reiß Dich von einer Liebe los, die Dein Unglück wird!“

„Wenn ich nun mit dem Volke kämpfe, ist die Frucht des Kampfes erreicht, so wird jedenfalls eine allgemeine Gleichheit der Rechte und Pflichten eintreten?“

„Unterliegt keinem Zweifel!“

„Nun,“ schloß Ewald erleichtert, „dann kann ich ja am Ziele meiner Wünsche stehen und meine Geliebte heimführen.“

Dabei warf Saßberg sichtlich bewegt ein: „hast Du nur eins vergessen, daß Deine Geliebte der Aristokratie angehört.“

„Nun — —“

„Und die Aristokratie jedenfalls von der Volkssache betroffen wird.“

„Guten Tag, Gustav“ — fuhr Ewald auf, drückte dem Freunde die Hand und verließ ihn rasch.

2.

Dskar Ewald war ein geborner Hamburger, den ein wahrer innerer Trieb zur Malerkunst getrieben hatte. Auch ihn hatten als achtzehnjähriger Jüngling die deutschen Künstlergewohnheiten nach der classischen Roma getrieben und auf der Rückreise hatte ihn der Zufallwind in den Hafen der „einigen Kaiserstadt“ verschlagen. Da er fand, daß man hier die Kunst immer noch besser würdige, als am Strand der Elbe, so blieb er in Wien. Allerdings war ihm, der im Umgange mit censurflüchtigen, in Hamburg wohnhaften österreichischen Schriftstellern, sowie bei einem mehrmonatlichen Aufenthalte in der Schweiz, dem Heerde der radicalen Bewegung, die Ideen, welche die Neuzeit bewegen, eingesogen hatte, die gänzliche Stille, die todte Ruhe, die unter des genialen Metternichs

Herrschaft über Oestreich lagerte, ein wenig unbehaglich, doch fand er sich darein und hoffte auf andere Zeiten.

Die östreichische Aristokratie von jeher achtungswerther und intelligenter als die pommerische und niedersächsische „Ritterschaft“ hat wenigstens so viel gelernt, daß sie neben dem Ahnenruhm und alten Adel das Verdienst und Talent achtet und zu würdigen weiß. Bald genug hatte Oskar Ewald, der talentvolle Künstler, Eintritt in die Salons erhalten, wo er sich bei seinem angeborenen Schönheitsfinne im Ganzen sehr wohl gefiel, obgleich ihn mitunter das ceremonielle Gepränge zurückließen.

Einer der glänzendsten Salons, in denen Alles Zutritt fand, was auf Talent und Verdienst Anspruch machen konnte, war der der verwitweten Gräfin Plattner, einer liberal gesinnten Dame. Hier wurde auch Oskar Ewald heimisch, ja noch mehr, die Gräfin Plattner begünstigte ihn so auffallend, daß sie seinen Privatumsang suchte und sich nicht scheute, Spazierfahrten und Pratergänge in seiner Gesellschaft zu machen. Man sprach von einer Heirath zwischen der schon in den dreißiger Jahren stehenden erlauchten Wittwe und dem kaum mündigen jungen Künstler wie von einer abgemachten Sache. Gleichwohl dachten weder die Gräfin noch Oskar an eine solche Verbindung; die Gräfin fand Gefallen an Ewalds durchaus künstlerischer Natur, und war auch wirklich eifrig bemüht, dem Künstler eine große Zukunft schaffen zu helfen. Daß sie überdies in ihm einen politischen Gesinnungsgenossen fand, machte ihr den Umgang nur noch angenehmer und eine Fortdauer desselben noch wünschenswerther. Ein drittes Band sollte sie an den Künstler unauflöslich knüpfen.

Unter den wenigen in Wien lebenden Verwandten der Gräfin Plattner befand sich die gräfliche Familie Warboda, aus dem alten Grafen, einem Sohn und einer Tochter, Comtesse Therese, bestehend. Dieselbe wurde im Salon der Gräfin mit dem jungen Künstler bekannt, der sie in kurzem mit allem Feuer der ersten Liebe anbetete und auch, was freilich etwas unbesonnen war, seine Neigung der Gräfin Plattner sofort mittheilte.

Diese schüttelte besorgt den Kopf und versuchte dem jungen Künstler die Sache auszureden. Natürlich war dies ein ganz vergebliches Bemühen,

und nach einigen Wochen machte ihr Therese selbst das Geständniß, daß auch sie für den jungen Künstler erglühe. Hierbei ließ sich nun eben nichts thun, als der Entwicklung der Neigung keine Schwierigkeiten entgegenzusetzen, und das Weitere der Zukunft zu überlassen.

Die Märzrevolution fand in Oskar Ewald einen eifrigen Theilnehmer und, als sie vorüber, einen begeisterten Vertheidiger, der sich mit Stolz als der Demokratie angehörig betrachtete. Comtesse Therese theilte diese Neigung nicht, obwohl auch sie die Märzrevolution als einen willkommenen Bundesgenossen gegen die statt aristokratischen Standesvorurtheile ihres Vaters und Bruders begrüßte. Der letzte schäumte Wuth und setzte sich durch sein unvorsichtiges Benehmen bekannten Volksführern gegenüber mehrmals in ernstliche Gefahr. Als er vollends erfuhr, daß die Gräfin Plattner nach wie vor Künstler und Gelehrte in ihrem Salon empfangen und ihn somit in den Verwurf eines demokratischen brachte, drang er heftig in seinen Vater, den alten Grafen Warboda, jeden Umgang mit der pöbelfreundlichen Tante abzubrechen und auch Theresen die Einstellung der Besuche zu befehlen.

Durch die Gräfin Plattner empfing Oskar einen Brief des trostlosen Mädchens, der ihn von dem Verbote benachrichtigte und noch einmal ihrer Treue versichern sollte. Allein Oskar war nicht gewillt, allen Umgang mit der Geliebten abzubrechen, um so mehr, als er bei ihr allein noch Ruhe in den stürmischen Tagen, die über Wien hinzogen, zu finden vermochte. Er schrieb einen zweiten Brief, worin er sie beschwor, das Aeußerste zu wagen, um die ferneren Zusammenkünfte möglich zu machen; sie sollte die Gräfin Plattner heimlich besuchen und dies durch eine einfache Chiffre in einem Lokalblatte wissen lassen. Therese von Warboda fühlte doch einiges Bedenken, und kämpfte lange mit sich, ob sie dem Wunsche des Geliebten willfahren sollte oder nicht. Die Liebe siegte auch hier wie gewöhnlich über alle Skrupel, und so fand sich von Zeit zu Zeit nach vorhergegangnem Zeichen Therese bei der Gräfin Plattner ein, wo Oskar jedesmal von glühender Liebesungeduld verzehrt harrte. Eine solche Zusammenkunft war auch für heute festgesetzt und so schritt Oskar gegen zwei Uhr nach dem

Plattnerschen Hotel, obschon er recht gut wissen konnte, daß Therese nie vor fünf Uhr einzutreffen pflegte.

Der Salon der Gräfin Plattner war heute, weil es Sonnabend, geschlossen, er fand sie allein in ihrem Boudoir mit dem Lesen einer Menge politischer Blätter, die in diesen Tagen zu hunderten angeschwollen, beschäftigt. Bei des Künstlers Eintritt erhob sie sich leicht, und fragte nach der ersten Begrüßung lächelnd: „nun, mon cher, schreiben wie noch für den österreichischen Volksboten?“

„Nein!“ gab Oskar kurz und verständlich zur Antwort. „Der Ton, welchen der Volksbote anschlägt, gefällt mir nicht, er ist kein Volksbote mehr, sondern könnte füglich Pöbelbote heißen. Noch mehr aber steht mir sein Redakteur nicht an, ein-gemeiner schmutziger Epiker.“

„Wie heißt er doch gleich? — ah, Andreas Schneider,“ sagte die Gräfin, einen flüchtigen Blick auf das Blatt werfend: ich dächte der Name käme mir sehr bekannt vor?“

„Kann sein,“ lachte Oskar, „Herr Andreas Schneider hat schon verschiedene Carrièren durchgemacht, in denen er sich den Menschen bemerklich zu machen wußte. Er hat ursprünglich die Schneiderprofession erlernt, hat in der Schweiz gewandert und dort in den Genfer und Züricher Communistschulen was Rechts, etwas Lesen und Schreiben, vor allem aber die Staatskunst aus dem ff-gelernt. Wie er nach Wien zurückkam, trug er den Humoristen, den Zuschauer, die Theaterzeitung zu geduldigen Abonnenten, die ihm dafür die Pränumeration auf die genannten Blätter übergaben. Andreas Schneider zog es indessen vor, das Geld für sich zu behalten und im guten Tokayer zu vertilgen. Als die Expeditionen der Blätter sich von der Trefflichkeit dieser Maxime nicht zu überzeugen vermochten, wurde er Literat, zunächst Wurstpratercorrespondent und Kuchenkritiker, dann nach der Märzrevolution Redakteur des Barbier von Krazen-dorf, der nur bis zur siebenten Nummer bestand, und nun des Volksboten.“

Die Gräfin war laut lachend in den Sessel zurückgesunken und rief: „bei Gott, bester Ewald, diese Biographie war göttlich. Ich bitte Sie inständigst, verschaffen Sie mir Gelegenheit, das

seltene Literaturexemplar zu sehen. Ich gebe Geld darum.“

„Ei, Sie brauchen nur eine Karte und ein Paar Tassen Thee zu geben, so können Sie das Vergnügen haben, den rothen Redakteur in Ihrem Salon zu sehen. Aber den Geruch und die Kleidung mögen sie verantworten.“

„Ja, das will ich gern, sehr gern! Ich muß den ci-devant Schneidergesellen aus der Genfer Communistschule sehen.“

„Ganz recht, ich bin zu Ihren Diensten und gestehe selbst, ein solcher Abend würde mir großes Vergnügen machen. Herr Andreas Schneider läßt eine Menge Köpfe springen, wenn er in guter Laune ist.“

„Köstlich! köstlich! Veranlassen Sie ihn ja hierher zu kommen. Wer ist denn der Belagerer des Volksboten?“

„Ich bitte, den guten Gustav Saßberg, den ich meinen Freund zu nennen wage, nicht mit der Person des Herrn Schneider in Einklang zu bringen. Herr Gustav Saßberg ist ein höchst ehrenwerther und gebildeter junger Mann.“

„Ich werde auch ihn mit einladen“ begütigte die Gräfin.

„Ach nein, beste Gräfin, so war's nicht gemeint, und ich weiß wirklich nicht, ob Saßberg sich bei den Gemeinheiten seines Redakteurs hier wohl fühlen würde. Doch halt! — ja laden Sie ihn ein.“

Die Gräfin hatte nicht mehr Zeit, es rollte ein Fiaker vor die Hausthür und nach einer Weile tief die Kammerfrau:

„Comtesse Therese von Barboda!“
(Fortsetzung folgt.)

Warnungstafel.



Der italienische Dichter Monti erwarb sich Napoleons Gunst, er ernannte ihn zum Biographen. Um sich für diese Auszeichnung erkenntlich zu beweisen, ... ob er, statt eines geschichtlichen Werks, dessen Schwierigkeiten ihn wahrscheinlich vor einem solchen Unternehmen zurückschrecken ein Gedicht: der Barde des Schwarzwaldes“ Er überreichte dem damaligen Vicekönige von

Italien im Monat Julius 1806 davon die ersten Gesänge.

Der Plan dieses Gedichtes war folgender.

Ullin, ein Abkömmling der alten Barden, spielt darin die Hauptrolle. Er wohnt auf dem Berge Ulbeck in Baiern. Aufgeschreckt vom Geräusch der französischen Waffen, erklimmt er die höchste Spitze des Berges, um von dort aus das Ehrfurcht einflößende Schauspiel von zwei Heeren zu sehen. Seine Tochter Malwina begleitete ihn, seine Harfe tragend. Von der Veranlassung des Krieges unterrichtet, prophezeit er den wider Frankreich Verbündeten ihre Niederlage. In der Nacht, die auf die Schlacht von Ulbeck folgt, erfüllt das Geschrei und Aechzen der Verwundeten und Sterbenden ihn mit Entsetzen und Mitleid; er steigt mit Malwina von dem Gipfel des Berges herab und pilgert nach dem Schlachtfelde. Hier erblickt er bei dem Schimmer des Mondes einen jungen Krieger, der in seinem Blute schwimmt. Der graue Barde und seine junge Tochter leisten ihm eifrigst Hilfe, und bringen ihn in ihre Hütte. Als der Schwerverwundete dort wieder zum Bewußtsein gekommen ist, erzählt ihm Ullin den Ursprung der Barden, ihre Beschäftigungen und den Zweck ihres Vaterlandes. Der junge Krieger, mit Namen Teriga, benachrichtigt ihn dagegen, daß seine Mutter eine Italienerin und sein Vater ein Franzose ist, daß er immer unter Bonaparten gekämpft, seit dessen erstem Feldzuge in Italien. Malwina scheint einen lebhaften Antheil an dem jungen Krieger zu nehmen und diesen rühret ihre fromme kindliche Liebe. Mittlerweile verschwören sich die Furcht und die Feigheit, die der Dichter zu Gottheiten personifizirt hat, zum Untergange der feindlichen Heere. Die Erde erschreckt in England das Volk, den Beherrscher und die Minister; die Andere schleicht sich in das Herz von Mack ein und verleitet ihn, Ulm ohne Schwertschlag Preis zu geben. Teriga steht aus der Hütte des Barden, wie die Siegesgöttin ihre Fahnen auf die Mauern der Festen und bald auch in allen Städten Deutschlands aufpflanzt. Er greift nach den Waffen, will sich in das Schlachtgewühl stürzen, aber seine Wunden brechen wieder auf, ohnmächtig stürzt er zu Boden. Malwina singt darauf unter Begleitung ihrer Harfe die Romanze: der verwundete Krie-

ger, und verräth dadurch leise die zärtlichen Gefühle, die sie für den Jüngling in ihrem Busen hegt. Teriga wird ruhiger und entwickelt die Gründe seiner treuen Anhänglichkeit an Bonaparte. Der Barde, schon begeistert für den berühmten Helden und bekannt mit seinen Eroberungen in Italien, bittet, ihm auch die übrigen Thaten des großen Mannes zu erzählen. Da giebt ihm der Jüngling Nachricht von Napoleons Expedition in Aegypten, von den scharfsinnigen Forschungen des Nationalinstituts in diesem Lande, von dem Plan zum Handel in Indien, des zu verbessernden Ackerbaues in Delta, von den Schlachten mit den Türken und Briten, und wie Napoleon das Vaterland erscheint, als er eben im Begriff ist, die bei Abukir erlittene Scharte auszuwecken. Er sieht Frankreich und Italien durch innern Zwiespalt zerstört. Die Vaterlandsliebe trägt den Sieg davon, er schiffet sich nach Frankreich ein. Franzosen und Italiener sind trunken vor Freude bei der Kunde von seiner Rückkehr. Ganz Europa staunt. Der Held schwankt, was er thun soll. Da erscheint ihm das Vaterland auf's neue. Er entschließt sich endlich, es von der Tyrannei des Directoriums zu erlösen, hält eine salbungsvolle Rede an das Conseil und gründet das Consulat. Während dieser Zeit bemächtigen sich die Deutschen Nizza's, und verbreiteten sich an den Ufern des Po's. Teriga eilt dort in die Arme seiner Mutter. Geleitet von einem treuen Hausfreunde, findet er sie in den Trümmern ihres Hauses, das der Feind zerstört hat. Er fährt nun in seiner Erzählung fort, indem er die Thaten des Reserveheers berichtet, die Schlacht von Marengo und alle die Großthaten Napoleons bis zu dem Augenblick schildert, wo die französischen Heere Deutschland überschweben.

Der Barde, ganz außer sich über die Erzählung von so vielen Wundern, bringt darauf den völlig geheilten jungen Krieger zu den französischen Truppen, Malwina muß ihren Vater begleiten. Hier sind sie Augenzeuge von dem glänzenden Siege, den der Held bei Austerlitz davon trägt. Teriga empfängt endlich die Hand der holden Jungfrau. Er kehrt mit Gattin und Schwiegervater nach Baiern zurück, und es scheint seiner an dem Hofe des Königs ein glückliches Loos für die Folge zu barren, wo man gerade im Be-

griff ist, unter dem Schutze des Befreiers von Italien die Vermählung des Vizekönigs von Italien mit der Prinzessin Amalie zu feiern, eine Verbindung, die ganz Italien mit Freude und Hoffnung erfüllt.

Dem Dichter muß dieser Plan viel Kopfschmerzen und viele Schweißtropfen gekostet haben, das leidet keinen Zweifel; daß er sich nicht sklavisch an die Wahrheit gebunden, darf man bei einem Gedichte nicht so genau nehmen; minder Rücksicht verdient er aber, daß er alles Gefühl so verleugnet und Malvina, die doch den jungen Krieger liebt, als er ohnmächtig wird, statt ihm Beistand zu leisten — was eine alte mitleidige Frau gethan haben würde — ihm eine Romanze vortrillert. Nimmt man nicht an, daß sie dieselbe, statt mit melodischer Stimme zu singen, mit den ohrenzerfleischenden Tönen einer Rote tobender Handwerksburschen geschrien hat, so mußte ihn dies nothwendig noch mehr in seine Bewußtlosigkeit einwiegen.

Aber die Nemesis ist auch nicht müßig gewesen. Monti hatte sich einer Arbeit unterzogen, die zu beendigen ihn fortdauernd in die peinlichste Verlegenheit setzte. Er wollte dabei chronologisch zu Werke gehen und verdammt dadurch sein Gedicht selbst zu einem Torso. Als er es zu schreiben begann, behandelte er die Oesterreicher und mehr noch die Russen sehr feindselig und gab ihnen,

mit fast zu poetischer Freiheit, häufig nicht schmeichelhafte Epitheta. Durch den Preßburger Frieden änderte sich vieles. Die Oesterreicher wurden Freunde, und es war nun verdrüsslich, daß er sich auf ihre Kosten zu leicht ausgesprochen hatte. Indessen konnte man noch glücklicherweise durch einige süßliche Worte dies zum Theil wieder gut machen. Die Russen blieben aber immer die nordischen Barbaren, hauptsächlich, als die Friedensunterhandlungen scheiterten. Aber nach der Zusammenkunft auf dem Niemen, nach der Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Louise wußte er nicht aus noch ein. Ueberdrüssig, beständig Feinde in Freunde und umgekehrt, Freunde in Feinde umzuwandeln, und was er so mühsam in Sylbenmaß und Reime gezwungen, wieder auszustreichen, sich fortdauernd zu widersprechen und Lügen zu strafen, beschloß er endlich, mit Geduld den Ausgang abzuwarten. Dieser ist erfolgt und hat ihm die große Mühe und die undankbare Arbeit erspart, sein angefangenes Gedicht umzuarbeiten und zu vollenden. Sein Barde des Schwarzwaldes mußte sich jetzt, wie die übrigen dortigen Bewohner, still und ruhig verhalten.

Wenn daher ein Dichter sich einen Helden für seine Leier wählen will, so thut er am klügsten, dazu einen berühmten Mann der Vorzeit zu nehmen. Er weiß wenigstens, wie er mit diesem daran ist.

M.

Literarische Skizzen.

Adolf Böttger.

Wenn irgend eine Behauptung, die von Tausenden gedankenlos nachgebetet wird, als Unwahrheit hingestellt werden muß, so ist es die: daß die deutsche Lyrik wie die gesammte deutsche Literatur überhaupt im Ersterben sei, daß sie keine frischen und originellen Talente mehr aufzuweisen habe. Man hat sich *foi de Gervinus* allmählig in die Vorstellung hineingelegt über das Niveau des: „blühe liebes Weibchen“ und „Du, Du liegst mir am Herzen!“ vermöge unser jungen Poesie nicht mehr hinauszukommen — und dies Niveau hat man billigerweise satt! Soviel ist gewiß: die mannigfachen Versuche des letzten Jahrzehnts, den Dichtern neue oder doch unbehauene Felder zu öffnen, der Poesie ein andres Leben einzuhauchen, als sie

bis dahin geführt, sind größtentheils aus der angeführten kritisch beschwornen Ansicht über die Lyrik hervorgegangen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Frühlings- und Liebespoesie, dies ewige A und D der Lyrik in bedenklicher Weise aufwucherte. Wenn der geniale Herkulesohn scherzweise behauptete: „Jeder Deutsche ist ein geborner Dichter“ so lag darin eine traurige Wahrheit, insofern gemüthliche Träumerei zur deutschen Nationaleigenschaft wurde. Nun sind wir zwar weit entfernt, eben diese Gemüthlichkeit als den Grundpfeiler der Poesie zu betrachten, wir sind beinahe der Ansicht Theodor Creizenachs: Gemüthlichkeit ist Denkfaulheit — indeß, es gab und giebt noch nicht eine geringe Anzahl von Leuten, die in der Gemüthlichkeit ihr Ideal suchen, und es nicht bei dem Haus-

rock und der Pfeife am warmen Ofen bewenden lassen, sondern dieses rein materielle Wohlbehagen auch in das Reich des Geistes überführen wollen. Da müssen denn freilich Dichter, wie die der zwanziger Jahre, J. G. Seidel u. a. austauschen! —

Auf den eigentlichen Gegenstand unsers Aufsatzes zurückzukommen, die Anzahl der Poeten und Poetinnen, welche uns ganz besonders die gesegneten Friedensjahre 1815 — 48 brachten, war erschreckend und trotz der vielen guten, trotz einiger ausgezeichneten Dichter, die sich zur Geltung emporrangen, haben sie es glücklich vermocht, die Theilnahme der Lesewelt an der Poesie gar sehr zu schwächen. Das ist der Fluch der Langeweile, daß sie fortzeugend Langeweile muß gebären! und um die Theilnahmlosigkeit für die deutsche Dichtkunst zu beschönigen kam Professor Gervinus und seine Nachbeter, kamen Julian Schmidt und seine Apostel eben recht, man konnte doch nun mit Anstand sagen: was soll's? es werden keine lesbaren oder originellen Gedichte mehr geschrieben.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, hier abermals eine Aufzählung der besten neuen deutschen Dichter zu veranstalten, oder mit kritischer Wuth einen neuen Windmühlkampf zu beginnen — wir wollen uns einfach begnügen, zur speciellen Würdigung einiger der ersten Lyriker der Gegenwart überzugehen und den Anfang mit Adolf Böttger zu machen.

In den Jahren, wo Karl Beck und seine Genossen mit klingendem Spiele den deutschen Paradies — erstürmten, erschien im Verlage von Otto Wigand zu Leipzig eine Uebersetzung der Werke des genialen Briten Byron, die durch ihre musterhafte Form, den Wohlklang ihrer Verse und die Treue der Uebersetzung alle bis dahin vorhandenen Uebersetzungen weit überragte, sofort ungetheilten Beifall erhielt und dem Namen des Uebersetzers schnell genug literarische Geltung verschaffte. Dieser Uebersetzer aber war Adolf Böttger, der es für besser gehalten hatte, einen „großen Wurf zu thun“ als den gewöhnlichen Journal- und Almanachweg der jungen Poeten einzuschlagen, der selten zu einer Anerkennung, wäre sie auch noch so bescheiden, führt.

Wir sprechen hier von dem deutschen Dichter Böttger, der in der Uebersetzung Byrons zwar zuerst seinen Genus bekundete, aber nur durch ein reines selbstständiges Schaffen die Höhe einnahm, auf welcher er gegenwärtig steht. Wir wollen daher die Uebersetzung Byrons nur mit diesen andeutenden Worten berührt haben und wenden uns zunächst zu Böttgers Gedichten. (Gedichte von Adolf Böttger, Leipzig, Otto Klemm, 1845. 7. Aufl. 1851.)

Böttgers „Gedichte,“ deren siebente Auflage

wohl am besten beweist, welchen Anklang sie gefunden, sind von einem eigenthümlichen Zauber des lebenden Liebreizes durchwoben. Wir glauben die sehnenden Seufzer, die lispelnden Worte, die verständnißinnigen Thränen zu hören, die feurigen Augen und schwellenden Lippen zu sehen, die der Dichter in den „Frühlingsmelodien“ besingt. Böttger hat, wie ein früherer Beurtheiler sagt: die Liebe von der unbewußten Naturempfindung durchgekostet bis zum stürmischen Sinnenrausche, bis zur festen selbstbewußten Neigung. Sein ganzes Herzensleben liegt in diesen Versen, in dieser „Musik der Seele in starrem Wort“ wie er sie selbst in der Widmung an Gade treffend bezeichnet, vor uns, er kann wohl auch wie Karl Beck von seinen Liedern sagen:

„Ich schrieb sie hin mit meinem rothen Leben!“

Der Leser aber weiß es dem Dichter Dank, daß er ihm sein Herz enthüllt, sein Lebensbuch geöffnet hat! Liebe und wieder Liebe klingt es durch Böttgers ganze Poesie:

„Wenn sündigen heißt die Jugendzeit,
Im Schoße der Liebe sich wiegen,
So opf're ich gerne die Ewigkeit,
In Deinen Armen zu liegen!“

oder:

Die Liebe allein sie ist mein Gott,
Die Schönheit meine Bibel!

Nicht jene schmachtende blasse Welterschmerzliebe, als deren Grabgeläute man das Klappern ästhetischer Theelöffel zu vernehmen meint, nein! eine feurige Leidenschaft, ein glühendes Erfassen charakterisirt Böttgers Empfindung. So singt er denn auch:

Das Lüftchen flattert ins Rosenbett
Und faltet die Flügel zum Schlafen.
Die Nachtigall schwebt im Liebesduett
Und lockt zum beglückenden Hafen!
Der Geist der Liebe durchwandelt sacht
Die Felder im Abendgolde,
Es kommt die Nacht, die beglückende Nacht,
D gönne die Nacht mir, Du holde!

Unsere modernen Frommen, welche die Bibel verbessern, und Gott selbst nach Bedarf zustutzen, wird Böttgers Poesie freilich nicht zusagen, denn er bekennt ja ganz unverhohlen:

Und könnt' ich selber ein Engel sein,
Mir machten die Flügel Beschwerde.
Denn Sünd'gen gehört zum lebendigen Sein
Gleichwie zum Himmel die Erde!

So singe Herr von Redwitz freilich nicht! — Die Naturschilderungen Böttgers sind gewöhnlich

kurz, aber tief und innig, er malt uns in wenigen Worten eine ganze Landschaft. Ueberhaupt und vor Allem ist Böttgers Sprache die der rechten Poesie, sie bewegt sich weder auf der breiten Heerstraße der Alltäglichkeit, noch panzert sie sich mit schreckenerregenden Reimen und Worten, noch verfällt sie gar in die rührend komischen Laute einer idyllischen Naivität, die dem neunzehnten Jahrhundert eben so angemessen ist, als der Chäfer Damon und Philotas den Barrikaden desselben.

Böttgers Sonette sind eben — Sonette, wir hatten die Mühe, welche man auf diese Gattung noch verwendet, für eine verlorne und haben es sehr bedauert, daß der talentvolle Julius von Rodenberg sein neues Gedicht in Form eines Sonettenkranzes bieten wollte. Böttger hat viel Formtalent und großen Fleiß auf die Sonette in seinen Gedichten verschwendet — sie sind auch, alle schön, aber es bleiben Sonette! Ganzlich mißlungen ist der Romanzenkranz „Heinrich III.“ der (wahrscheinlich eine erste Jugendarbeit des Dichters) in den „Gedichten“ Aufnahme gefunden hat.

Noch vor den „Gedichten“ war eine größere Dichtung Böttgers „Robert der Teufel“ erschienen, die im Jahre 1848 unter dem Titel „Dämon und Engel“ neu aufgelegt wurde. Ohne gerade bedeutende Vorzüge zu haben, bekundet auch diese das Talent und die Sprachgewalt des Dichters, scheint aber keinen sonderlichen Erfolg gehabt zu haben. Ebenso erging es dem Zeitgedichte „Toll Eulenpiegel“, worin Böttger mit schonungsloser Satire die Thorheiten der Zeit geißelt. Dagegen wurde ein im Jahre 1847 erschienenenes Bändchen: „Auf der Wartburg.“ Dichtungen, (Leipzig C. B. Volk) allerorten freudig begrüßt.

Unstreitig gehört auch das kleine Buch zu Böttgers besten Produktionen. In diesen Wartburgsliedern entfaltet der Dichter seine ganze lebensfrische Natur, eine besondere Nerve und eine Phantasie, welche nur dem echten Talent gegeben ist, vereinigen sich mit dem Wohlklang kräftiger und natürlicher Sprache, man sieht es dem Buche an, daß es eine Erinnerung an froh durchlebte Tage ist. Wohlthuende Heiterkeit und Ungebundenheit ist ein charakteristischer Zug dieser Lieder:

Ob Frack, ob Reisehemde,
Nur frischen Muth im Blick,
Verbannt sei in der Fremde
Zntreiß und Politik!

Hochpoetisch ist das Schlußgedicht: Abschied;
Ich schwinde den Hut und scheide,
Drum reich: mit die Hand,
Leb' wohl, es trennt uns beide
Ein Stückchen Vaterland!
Ein Himmel aber lächelt,
Ein Mond uns nach wie jezt,

Von deutscher Luft umfächelt.
Von deutschem Laut ergötzt!

Und kämen wir auf Erden
Nie wieder in Verein,
Gedulde Dich, wir werden
Darin beisammen sein!

Unter den übrigen Perlen des Büchleins heben wir noch hervor: „Nachts in Eisenach“ und das herrliche „Trinklied.“ —

Nach den Wartburgsliedern tritt in Böttgers Produktion eine Pause ein, welche abermals Uebersetzungen aus dem Englischen (Shakespeare, Goldsmith u. s. w.) bezeichnen. Erst im Jahre 1849 trat der Dichter mit einem Werke vor das Publikum, welches geschaffen schien, denen, die ihm Anerkennung noch vorenthielten, die Augen zu öffnen. Wir meinen das Gedicht: „Ein Frühlingsmärchen“ (Leipzig, Otto Klemm 1849) erste Auflage unter dem Titel: „Hiacynth und Lilienlied.“ (Leipzig, 1850.)

Das Gedicht ist durch die Bewegungen des Jahres 1848 hervorgerufen worden, sehr bezeichnend sagt ein früherer Beurtheiler (in der Illust. Zeitung) „Die blutigen Morgen- und Abendröthen der welterschütternden Ereignisse von 1848 spiegeln sich im Gemüth des Dichters, als liebliches regenbogenfarbenes Prisma ab. Wie der Ozean seine gewaltigen Wellen weiter schlägt, wie diese sich nach und nach brechen und zuletzt in sanften Schwingungen in irgend einer Windharfe als süße Melodie verklingen, so ertönt das Echo des furchtbaren Revolutionssturmes im Herzen des Dichters als poesieumflößenes Bild!“

Das Gedicht, in dem sich seine Satire und gluthvolle Liebespoesie die Hand reichen und zu einem harmonischen Ganzen verschmelzen, ist in das Gewand eines Elfenmärchens gehüllt. Schon in den „Gedichten“ befinden sich ähnliche Anklänge, so das Motto des „Frühlingsmärchens:

„Der Mondstrahl fiel in der Lilie Thau
Und weckte den Elfen, der sanft drin schlief
Mit dem Flügelchen zart und libellenblau,
Flog der Lustige fort und athmete tief!

Er stieß in sein silbernes Wunderhorn,
Da erschloß sich die Rose mit mächtigem Trieb,
Draus schwang sich über Blätter und Dorn
Sein ährenblondes, sein süßes Lieb!“

Im Frühlingsmärchen ist nun das Elfenreich der Schauplatz der Ereignisse; der Dichter Hiacynth verbrüderet sich mit manchen Unzufriedenen zum Sturze Oberons. In den Reden der Rebellen wird bei den Worten:

Ihr Brüder, beim König ist jeder ein Nas,
Und wär' er ein Schneidergeselle!

lebhaft in die „Verbrüderungen“ erinnert, die ein so kazenjämmerliches Ende auf den Anklagebänken zu Eöln genommen haben. Eine Stelle des Frühlingemärchens hat uns an Heinrich Heine erinnert, wie in dessen Gedichten folgt auf die Blut der Poesie ein Sturzbad Ironie; der Dichter läßt seinen Helden Hiacinth einen Nachtbesuch bei der Lillalide abstaten, der er, ein echter Demokrat, unvorsichtig, genug seine Pläne mittheilt. Sie sagt ihm:

„Und Deine Sonne? — die Revolution,
Der Umsturz der schaffende Meister!“

— — — — —
Denn Schnecke, Specht und Spinnebein
Sind alle utkräftige Rebellen,
Wir führen die Gleichheitsverfassung ein
Und besetzen die Ehrenstellen!“

Und wenn das geschehen sein wird:

Dann komm' ich, mein Bräutchen, selig zu Dir
Auf ambrabewegtem Flügel —

— — — — —
Und hole mir tüchtige Flügel!“

Graf Kaupisch von Kaupenberg Excellenz
Zerstörte das Liebesbehagen,
Er faßte mit adlicher Vaterlicenz
Den verzückten Poeten beim Kragen!

Meisterhaft sind verschiedene Schilderungen der Nacht im Frühlingemärchen, überhaupt dürfte diese Dichtung den meisten Anklang gefunden haben. Schon die Menge der Nachahmungen, welche beinahe eine eigne Literatur bilden, zeigen dies.

Ein Seitenstück zu „Hiacinth und Lillalide“ bildet: „Die Pilgerfahrt der Blumengeister“ (Leipzig, Friedrich Fleischer 1851.) Wenn wir auch zugeben wollen, daß das Hauptverdienst des Prachtwerkes den Grandvilleschen Bildern und der eleganten Ausstattung zukommen, so hat doch Böttger mit seinen feinen, anmuthigen Schilderungen und Versen nicht wenig zum würdigen Ensemble des Ganzen beigetragen. Die Idee ist einfach und schon öfter ausgebeutet, neuerdings erst wieder durch Morris Horn in der „Pilgerfahrt der Rose.“ Merkwürdigerweise legt Böttger selbst auf die „Pilgerfahrt“ der Blumengeister einen großen Werth.

Wir gehen zu Böttgers neuestem Hauptwerke: „Düster Sterne“ es enthält drei größere Dichtungen: „Pausanias“, „Die Rose von Bethanien“ und „Don Juan und Maria.“ In ihren Grundzügen sind diese drei Dichtungen ganz verschieden, den Preis müssen wir unbedingt dem historischen Gedichte „Pausanias“*) zuerkennen

Wenn gleich als Epos nicht ausführlich genug,

*) Dem Leipziger Publikum ist der „Pausanias“ durch den Vortrag desselben im Saale des Gewandhauses bekannt.

so ist die Anlage einfach und sicher, die Ausführung lebendig und klar. Nur der Schluß läßt einiges zu wünschen übrig. „Die Rose von Bethanien“ behandelt einen Stoff, dessen Wahl wir nicht gerade eine glückliche oder doch dem Dichter der „Frühlingmelodien“ angemessen nennen möchten. Auch dies Gedicht hat seine Vorzüge, die besonders in glutvoller Schilderung und kräftigem Gedankenschwunge bestehen. Ein gleiches läßt sie von „Don Juan und Maria“, dem dritten der Sammlung sagen. Im Allgemeinen läßt sich aus den „düstern Sternen“ der Schluß ziehen, daß Böttger auch der epischen Form mächtig sei, mehr noch wird diese Ueberzeugung befestigen, wenn das Gedicht „Habanah“, welches sich unter der Presse befindet, erschienen ist. Dasselbe behandelt die Entdeckung und Eroberung Cuba's, zur historischen Basis wählend die Liebe einer Wilden zu einem Spanier und enthält nach Allem, was uns davon bekannt geworden, eine Fülle der schönsten Anschauungen und Gedanken.

Als Dramatiker hat sich Böttger in dem Trauerspiele „Agnes Bernauer“ seit der dritten Auflage den „Gedichten“ einverleibt) versucht. Der Erfolg desselben in Leipzig, München u. s. w. war nicht ungünstig, obwohl das lyrische Element das dramatische bei weitem überwiegt, so daß Wolfgang Menzel keinen Anstand nahm (Literaturblatt 1840) das bereits 1780 erschienene gleichnamige Drama des Grafen Törring für weit besser zu erklären. Immerhin hat Böttger den Stoff nicht auf eine so schmachvolle Weise wie Frdr. Hebbel behandelt, und wir bedauern, daß er der Bühne gänzlich entfällt. Dramatisirt war außerdem der „Prolog zu Göthes hundertjährigem Geburtstag“ (Leipzig, Ed. Kreyssmar, 1849,) der am betreffenden Tage auf den Bühnen zu Leipzig und Weimar gesprochen wurde. Vor kurzer Zeit erschien eine Uebersetzung des Ponsard'schen „Ulysses“ unter dem Titel: „Odysseus.“ wir hatten noch nicht Gelegenheit, Einsicht davon zu nehmen und können daher nicht beurtheilen, ob Böttger mit der Meisterschaft, die seine Uebersetzungen aus dem Englischen so werthvoll macht, auch hier zu Werke gegangen ist.

Von Böttgers kleinern Produktionen erwähnen wir nur das schön. Einleitungsgedicht zu Herlofsjohns „Reliquien in Liedern;“ sowie ein erzählendes Gedicht „Ankerström“ im Taschenbuch „Vergißmeinnicht“ auf 1855. Seit Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn lieferte Böttger vielfache Beiträge für Journale und periodisch erscheinende Schriften, gegenwärtig trägt nur das „Kunst- und Unterhaltungsblatt“ (Stuttgart, Artisticches Institut) seinen Namen als Mitarbeiter.

Als Zusammensteller hat Böttger „Albion, Perlen britischer *) Lyrik,“ ferner „Dichtergaben vom Felde Deutscher Lyrik,“ endlich „Liederchronik deutscher Helden,“ herausgegeben; das Beste an diesen Sammlungen ist die Aufnahme vieles bisher Unbekannten.

Was Böttgers äußere Lebensverhältnisse anbelangt so bemerken wir nur, daß er am 21. Mai 1815 zu Leipzig geboren ist und 1836 dort zu studiren begann. Die Poesie zog ihn bald genug von der Bahn der ernsten Wissenschaft ab — nicht zu seinem Nachtheile! Noch jetzt lebt Böttger in seiner Vaterstadt und wird sich binnen kurzem mit einer lebenswürdigen und gebildeten jungen Dame vermählen. Hoffentlich wird er uns noch lange mit den Früchten seines reichen Talentbes beschenken und wie seither beitragen, der deutschen Literatur

einen Theil ihres alten Rufes und Glanzes zurückzuerobern.

Am Schlusse unsrer Skizze können wir nur bedauern, daß man Adolf Böttger so oft verkannt hat, daß er in manchen Theilen des Deutschen Vaterlandes noch ziemlich unbekannt oder ungewürdigt ist. In den höchsten Kreisen haben seine Produktionen den verdienten Beifall gefunden, (Böttger ist unter andern Inhaber der Königl. Sächsischen und K. Oesterreichischen goldnen Medaille „für Kunst und Wissenschaft“) — wollen wir auch zugeben, daß der Treffliche kein Dichter für das Volk ist, so wäre ein weiteres Eindringen in die gebildeten Mittelklassen immerhin sehr zu wünschen. Möchten diese wenigen anerkennenden Worte etwas dazu beitragen.

Von der Elbe, December 1852.

A. St.

D wär' ich doch der Blumenstrauß.

D wär' ich doch der Blumenstrauß,
Auf den sich Deine Blicke senken,
D wär' nur eine Elfe drin:
Du würdest mir ein Lächeln schenken.

Dann säh'n mich Deine Augen doch,
Dann würd' ich zittern vor Entzücken,
Aus Blumen würd' ich hervor
Dir freundlich holde Grüße nicken.

Und sühest Du den Strauß zum Mund,
Um seinen Wohlgeruch zu trinken,
Ich raubte schnelle Küsse Dir
Wo Deine Lippen lieblich winken.

Und drücktest Du den Strauß an's Herz,
Dann würd' auch ich am Herzen liegen,
Dann würd' voller Wonne ich
Mich leis an Deinen Busen schmiegen.

Dann säh' ich Dir in's Herz hinein,
Und an den Tag würd' Nacht kommen,
Ich sähe — doch erröthe nicht —
Wen Du im Herzen aufgenommen.

Und wär's noch leer, so könnte mich
Der Gott der Liebe reich belohnen!
Ich schlüpfte aus den Blumen schnell
Und würd' in Deinem Herzen wohnen.

Ich wollt' Dein Herz es wär' noch leer,
Ich macht's zu meinem Eigenthume!
Es wär' doch nur ein Blumentausch,
Dein Herz ist ja die schönste Blume.

F. Groh.

*) Nicht „kritischer“ wie die Leipziger Wochenzeitung in ihrem Anzeiger gedruckt hat.

Letzter Wunsch.

Hoch auf grünen Bergeshöhen
Grabet mir dereinst mein Grab,
Wo die Winde frischer wehen
Zu dem Staub des Thals hinab,
Wo die klaren Bäche rauschen
Durch des Waldes Moosgestein,
Wo die Tannenwipfel lauschen
In des Himmels Blau hinein.

Grabt mein Grab nicht tief zur Erde,
Frei und leicht sei mir die Ruh,
Leben hat schon viel Beschwerde,
Legt sie nicht dem Tode zu, —
Nur ein Strauch von rothen Rosen
Sind' auf meiner Brust noch Raum,
Daß der Nachtigallen Rosen
Dringt in meinen Grabestraum.

Wenig mag der Tod mich hären,
Kann ich frei im Tode schau'n,
Fern von eurer Stadte Lärmen
Blick' ich über grüne Au'n;
Nicht der Menschen kalte Triebe
Schmücken's Grab mit Blumen in,
Nein, ich ruh' im Schoos der Liebe,
In dem Kranz des Frühlings hier.

Oben hoch auf meinem Berge
Bin ich glücklich — Niemand weilt
Ueber mir, die frohe Lerche
Jubelnd zu dem Himmel eilt,
Und an meinem Grab alleine
Goldig hell die Sonne scheint,
Statt daß an dem Leichensteine
Man mit falsche Thränen weint.

Statt daß man mit theure Kränze,
Zeichen der Erinnerung weicht,
Jeden Tag im jungen Lenze
Die Natur mit Blumen streut;

Hoch auf grünen Bergeshöhen
Grabet mit dereinst mein Grab,
Wo die Winde frischer wehen,
Schau ich dann zu euch herab.
Adolf Stern.

Feuilleton.

Literatur.

Neue Auflage. Von Adolf Stahr's „Ein Jahr in Italien“ erscheint sogleich eine zweite Auflage. Wir empfehlen das treffliche Buch des geistvollen Verfassers allen Freunden der bella Italia.

Josef Rant hat vor kurzem „Geschichten armer Leute“ veröffentlicht, in denen er die ganze Jugendfrische seines Talents entfaltet.

Fanny Lewald wird binnen Kurzem einen dreibändigen Roman „Wandlungen“ publiciren. Gutunterrichtete erklären denselben für ein Meisterwerk.

Adolf Glasbrenner läßt „Komische Tausend und eine Nacht“ erscheinen.

Was sich Deutschland alles abwendig werden läßt. Der bekannte A. Weil, der an dem Kampfe gegen die Klassiker seinen lächerlichen Antheil genommen und welcher im Laufe von fünf Jahren Orleanist, Republikaner, Sozialist, Girardinist, Legitimist gewesen und seit zwei Wochen gut kaiserlich ist — dieser A. Weil, der große Edle, hat seine Elsäßer Dorfgeschichten jetzt in französischer Uebersetzung erscheinen lassen. In der Vorrede, die übrigens einer Bettelmönchpredigt gleicht, da der Verfasser stark mit Ultramontanismus kokettirt, beklagt er sich jämmerlich, daß Auerbach ihm seinen ganzen Ruhm gestohlen und behauptet, daß Deutschland nicht werth sei, einen Schriftsteller, wie ihn, zu besitzen, weswegen er sich denn auch von Deutschland ganz lossage. Wie erwarten, daß sich Germanien mit allen Nebenstämmen in tiefe Trauer hüllen werde.
(Jahreszeiten.)

Arbeiten eines jungen Autor. Unser Mitarbeiter, Adolf Stern, welcher gegenwärtig in Zurückgezogenheit an der Elbe lebt, ist mit einer größern Novelle „Ein Winkelpoet“ beschäftigt, die er als „Ostergabe für deutsche Frauen“ erscheinen lassen will. Außerdem arbeitet er an der Vollendung seines Romans: „Theodor Körner.“ Die Dichtungen, welche unter dem Titel: „Ruinen“ von ihm erscheinen sollten, hat er wegen Mißhelligkeiten mit dem Verleger einstweilen zurückgezogen.

Ernst Kossels Journal. Vor uns liegt

die Probenummer der „Berliner Feuerspritze“ redigirt von Ernst Kossel. Wir hatten erwartet, daß Kossels Blatt ein Organ der besten Belletristik sein würde, so scheint es nur ein Seitenstück zum „Kladderadatsch“ werden zu wollen. Doch läßt sich dem Blatte ein frischer kecker Humor und große Reichhaltigkeit nicht abstreiten.

Eine achtzehnjährige Dichterin. Die Nachricht mehrerer süddeutscher Blätter, daß eine solche plötzlich aufgetaucht, gehörte nicht zu den Puffs. Die junge vielversprechende Dame heißt Hedwig Henrich. Ihr Drama „Virginia“ soll in Mainz und Stuttgart zur Aufführung kommen, ein andres „Byron“ nebst „Gedichten“ im Buchhandel erscheinen.

„Barbara Uttmann“ ist der Titel eines „dramatischen Gedichts“, das ein Kreisphosphorus in Annaberg geschrieben. Gutpatrietische, also schlechte Poesie!

Französische und englische Kritiker und deutsche Dichter. Während in der „Revue des deux mondes“ der geistreiche St. René Tallandier, Fr. Hebbel sehr lobend bespricht, werden im „Athenäum“ Lemmes „Neue deutsche Zeitbilder“ und Karl Beck's Gedichte „Aus der Heimat“ bitter getadelt. Die Jahreszeiten bemerken ganz richtig: wenn der Uebersetzer die schönen Verse des ursprünglichen Dichters verpfuscht hat, so ist diesem nicht die Schuld in die Schuhe zu schieben.

Skaven-Literatur. Ein uns befreundeter Autor wird binnen Kurzem eine Broschüre „Skaven-Literatur und deutsche Buchhändler“ eine scharfe Kritik des Buches „Dunkel Tom's Hütte“ sowie des mit demselben getriebenen Götzendienstes enthaltend, veröffentlichen.

Thereses „Tagbücher“ sind zur Herausgabe an Fanny Lewald übergeben worden.

Gustav Liebert. Bei Gelegenheit des Weihnachtsfestes brachte die „Sächsische Constitutionelle Zeitung“ sehr liebliche „Weihnachtsbilder“ von genanntem jungen Dichter. Wir begreifen nicht, warum derselbe mit den Gaben seines schönen Talents so spärlich ist.

Musik.

Marshners „Austrius“ seither nur in Hannover aufgeführt, wird in Wien zur Darstellung kommen.

Eine Componistin. Die Gattin des Tenoristen Schmezer in Braunschweig soll eine Oper „Otto der Schütz“ componirt haben, die aber schwerlich in Braunschweig zur Aufführung kommen wird.

Balsam auf die Wunde. Um Herrn N. v. Proff die ungünstige Aufnahme seiner „Tochter der Wellen“ vergessen zu machen, hat ihn die Wiener Akademie der Tonkunst zum — Ehrenmitgliede ernannt. Heil Dir im Siegerkranz!

Theater.

Giaseo. In Cassel wurde ein Lustspiel von Lasker (dem Feuilletonplünderer!), „Die Braut aus Bremen“, gegeben. Es soll ein zusammen-gestohlenes Puschwerk gewesen sein und hat jämmerlich Giaseo gemacht.

Wilhelmi's Lustspiel „Eine schöne Schwester“ hat in Dresden sehr gefallen.

Prinz Lieschen. Diese treffliche Posse, aus der wir unsern Lesern in kurzem Zeilen mittheilen werden, ist in Berlin und Hamburg in Vorbereitung. —

Das Käthchen von Heilbronn ist in Heinrich Laubes Bearbeitung über die Bretter des Hofburgtheaters geschritten. Die Rolle des Käthchens wurde von Fr. Schönhoff zu vollkommener Geltung gebracht. Auch Herr Josef Wagner soll als König von Strahl vortrefflich gewesen sein. Aus Mangel an Raum theilen wir nur diese Notizen aus dem Berichte unsres Wiener Correspondenten mit. —

Friedrich Bodensteht, der sich als Lyriker und Epiker einen Namen erworben, hat sich mit einem Stücke „Prinz Hermann“ der Bühne zugewendet. —

Rudolph Gottschalls Dramen „Marie Douglas“ und „Die Ausgestoßne“ sind in Hamburg, München und Magdeburg in Vorbereitung. —

Neue Ente. Mehrere mitteldeutsche Blätter drucken die Nachricht: daß Feodor Löwe (der Dichter der „Fahnenwacht“) Intendant des Stuttgarter Hoftheaters werden solle. In der ganzen Nachricht ist kein Wort wahr!

Correspondenzen.

Leipziger Wochenchronik.

⊙ Leipzig, Gute Decembec.

Mit dem neuen Jahre haben wir beinahe die Hälfte der Winterfaison hinter uns. Unter den Novitäten, welche uns die letzten Tage derselben brachten, verdient eigentlich nur Michael Beer's „Struensee“ mit der Musik seines berühmten Beuders einige Erwähnung. Die Vorzüge und Mängel sind schon genugsam erörtert worden, wir begnügen uns mit einigen Notizen über die Darstellung. Sie gehörte zu den ziemlich tadelfreien. Das will nun nicht viel sagen, allein bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Bühne müssen wir uns mit dergleichen Vorstellungen begnügen. Herr Schott spielte mit vollem Barte den Doe Guldberg, die Herren Menzel und Ballmann sorgten dafür, daß das Publikum nicht zu sehr von der Tragödie berührt werde; zu loben war nur Herr Rudolph (Struensee), Fr. Huber (Juliane Marie) und Herr Behr (Pfarrer Struensee). Von dem letzteren ist überhaupt anzuerkennen, daß er nie eine Rolle verdiebt. Mit dem „ganz vorzüglich“, welches die „Theater-Chronik“ freigebig spendirt, können wir uns nicht einverstanden erklären.

Es scheint uns überhaupt der Ort, einmal offenerzig zu sein. Keine Stadt in ganz Deutschland, die sich zu den „großen“ zählt, hat eine so wenig beachtenswerthe Theater-Kritik als Leipzig. Die Referenten der verschiedenen auswärtigen Zeitungen sind es allein, welche einiges Licht auf unsere Bühnenzustände werfen, das Tageblatt bringt schon seit lange nichts als lobhudele Notizen, in die sich hier und da ein leiser Tadel gegen das Stück — nie gegen die Darsteller, verirrt. Der „Theater-Chronik“ wird es äußerst schwer, kaum ein Wort des Tadels zu sagen; die wenigen geistvollen und scharfen Bemerkungen, welche der Kritiker der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ zuweilen macht, werden in dem Strome alltäglicher Notizen, geradezu erfaßt. Man jammert, daß es so wenige wahre Künstler gebe, zehn Zeilen darauf werden unsre Darsteller mit diesem Prädicat beglückt, alle Lokalblättchen strotzen von Celebritäten — dann wundert man sich noch über die Anmuthung der heutigen Künstler. Die gewöhnliche Lobhudelei wird für bare Münze, der leiseste Tadel für Un Gerechtigkeit genommen — voilà tout.

Correspondenzen aus Berlin.

Den 18. December 1852.

Im Opernhause wird seit einiger Zeit wiederholt das neueste Lustspiel von Bauernfeld: „Der kategorische Imperativ“ gegeben, ohne sonderliches Glück

zu machen. Es fehlt demselben aber auch Alles, was es berechtigen könnte, die Erwartungen, die man an ein Preislustspiel stellen kann, zu befriedigen. Abgesehen davon, daß schon der Titel höchst unpassend gewählt ist, da er den Meisten unverständlich bleibt und keine Anknüpfungspunkte darbietet, auch mit der Handlung selbst in keinem innern Zusammenhang steht, fehlt dem Stück aber auch alle dramatische Entwicklung. Die Scenen sind nur lose aneinandergereiht, der Stoff selbst ist dürftig und beschränkt. Wäre nicht der Dialog, der meistens leicht und gefällig dahinfließt und in dem stellenweis der Salonten wohl getroffen ist, zu rühmen, so vermöchten wir an dem Stück kein gutes Haar zu finden. Deshalb bleibt auch das Publikum im Ganzen kalt und unbefriedigt und staunt, wie man einem solchen Lustspiel den Preis zuertheilen konnte.

Auf unser Theater ziehen soeben zwei schwarze Gäste los. Der afrikanische Tragöde Ira Aldridge nämlich, der bereits auf englischen Theatern in mancherlei Rollen, besonders in der des Dethello sich versucht und gegenwärtig in Weimar Vorstellungen giebt, wird nächstens hier eintreffen. Auch Mißtreß Greenfield, die schon in Nordamerika häufig aufgetreten ist, wird erwartet. Trotz des Rufes, der beiden Personen vorangeht, glauben wir doch voraussetzen zu dürfen, daß durch das Auftreten derselben mehr die Neugierde, als das Verlangen nach einem echten Kunstgenuß befriedigt werden wird.

Unser Rhetor Schramm, der uns in der letzten vergangenen Zeit Stücke von Shakespeare vorgelesen hat, wird allgemein dazu aufgefordert, in einer Reihe von Vorträgen uns mit den poetischen Schätzen unseres Volkes und unserer Zeit bekannt zu machen, ein Vorhaben, das auch anderweitig Anerkennung und Nachahmung verdient.

Seit einiger Zeit hält sich Otto Roquette, der Dichter von Waldmeisters Brautfahrt und dem Tag von St. Jakob, hier auf, der sich von Halle, wo er sich bisher aufgehalten, hierher abgezogen hat. Von demselben ist soeben bei Cotta sein „Liederbuch“ erschienen.

Miscellen.

Ein Abenteuer auf der Eisenbahn. Durch die Eisenbahn ist seither viel Romantik verdrängt worden. Im Lande der Romantik, in Spanien jedoch, dauert diese unbeschadet der Eisenbahn fort. Ein junger Mann, der neulich auf der Eisenbahn von Arranjuez nach Madrid fahren wollte, meldet: man wählte einen Wagen zweiter Classe,

in dem sich außer ihm nur noch ein Herr befand. Kaum hatten sie jedoch eine kleine Unterhaltung angeknüpft, als der letztere eine Pistole auf den Andern richtete, und ihm drohte, seinem Leben ein Ende zu machen, wenn er ihm nicht sofort Alles bei sich habende Geld übergeben würde. Ohne Weigern überreichte hierauf der letztere ihm seine Börse mit 75 Piaſter. In der Hauptstadt angekommen war der romantische Räuber so höflich, den Beraubten zuerst aussteigen zu lassen, indem er ihm sagte, daß er ihn niederschließen würde, so wie er Miene machen wolle, ihn verhaften zu lassen. Natürlich that der Beraubte, so lange er vom Banditen im Auge behalten wurde, nichts, giebt aber darauf sein Signalement so genau und richtig an, daß er schon ein Paar Stunden darauf eingefangen war.

Jenny Lind hat sich mit ihrem Gemahl, dem Doctor Goldsmith, in Dresden niedergelassen und die Elysium genannte Villa neben der Falknerschen Restauration gekauft. Die Dresdner Kaffeezirkele haben nun wieder Stoff zu unglücklichen Klatschereien.

Der literarische Sonntagsverein in Berlin (von Saphir gestiftet) feierte am 3. December dieses Jahres in harmloser Vereinigung sein Stiftungsfest. — Die gegenwärtigen Vorsteher desselben (Regierungsrath Kugler und Schriftsteller Heinrich Schmidt) sind treulich bemüht, die oft so verschiedenen Elemente des Berliner Schriftstellertums zusammenzuhalten. In Leipzig mißlang diesen Sommer der Plan einer Künstler- und Schriftstellervereinigung („Musenhalle“) — auch der Leipziger Literaturverein ist — tot — oder er klappt doch!

Sontagsenthusiasmus. Henriette Sonntag hat in New-York einen Sturm von Enthusiasmus, gegen den die deutsche Begeisterung kalte ist, erregt, daß der sonst so nüchternen Banker Noth haben wird, sich von der „Dorbetrunktheit“, die Henriette Sonntag veranlaßt hat, zu erholen. Der nachfolgende Kassenjammer wird wohl zuerst seine Wirkung auf die Geldbeutel und Köbten ausfern!

Schauspielergehalt. Der Schauspieler Bogumil Davison bezieht in Wien gegenwärtig einen Gehalt von 7500 Gulden — ohne das, was er vermag durch die Gastspiele zu verdienen!

Eine Erinnerung. Am 26. October dieses Jahres sind es 10 Jahr, daß man den talentvollen Lyriker, Eouard Ferrand, in den Schooß der Erde hinabsenkte. Wir glauben uns den Dank unsrer Leser zu verdienen, wenn wir dem Frühentschlafenen einige Worte der Erinnerung

gönnten die vor zehn Jahren E. G. von Puttkammer schrieb.

E. Ferrand (Eouard Schulz) wurde im Jahre 1815 den 25. Januar zu Landsberg an der Warthe geboren. Sein Vater, ein vermöglicher und gebildeter Mann, bekleidete, um nicht ganz unthätig zu sein, eine kleine Stelle bei dem dortigen Stadtgerichte. Sein Einfluß auf Ferrand's geistige Entwicklung war, obgleich der Tod ihn fast noch in der Kindheit des Sohnes abrief, nicht ohne Bedeutung. Namentlich lernte er durch ihn schon damals einige der besten deutschen Dichter kennen, und auf häufigen Spaziergängen pflanzte er in das junge Gemüth jene Empfänglichkeit, jene stillselige Begeisterung für die Freuden der Natur, welche sich so tief sinnig in den Liedern des Dichters ausdrückt. Nach dem Tode des Vaters zog die Mutter mit dem einzigen Kinde nach Berlin, besonders um hier besser für seine geistige Ausbildung sorgen zu können. Gegen eigentliche gelehrte Bildung sträubte sich Ferrand's dichterisches Gemüth, er lebte und webte nur im Reiche der Poesie, und kaum sechszehn Jahre alt, besaß er schon eine so ausgezeichnete Kenntniß der schöngeistigen Litteratur, wie si. sonst nur das gereifte Alter erworben hat. Seine dichterischen Versuche finden sich in einer längst verschollenen Zeitschrift, welche unter dem Namen „Der Herold“ in Stettin erschien. Später trat er im „Freimüthigen“ auf, und erzeugte schon damals durch seine Gedichte voll zarten Gefühls, voll warmer Innigkeit, die Aufmerksamkeit der Lesern. Im Jahre 1834 erschien die erste Sammlung seiner Gedichte *), und fand gleich der im Jahre 1835 folgenden zweiten Sammlung derselben **) den allgemeinsten Beifall. Ferrand's ganzes Wesen, sein Herz, seine dichterische Seele neigten sich zur Lyrik hin. Wie sonst Wenige hat er der stillen innigen Liebe Worte gegeben, ihre Lust und ihren Schmerz besungen, die Zustände eines liebenden Herzens mit einer begeisterten Empfindung geschildert, wie es nur der wahre Dichter, der da berufen ist, die Herzen der Menschen zu rühren und zu erheben, vermag. Weniger wollten, besonders bei der Kritik, seine Novellen ***) ansprechen, obwohl auch sie reich an lyrischen Schönheiten, und einzelne Schilderungen meisterhaft sind. Das Jahr 1837 raubte dem Dichter seine Mutter; was er bei ihrem Tode empfand, hat er selbst am schönsten in einem Gedichte „Liederweibe“ über-

schrieben, ausgesprochen. In demselben Jahre ver-
 zückte ihn die Hand der Geliebten, die er in seinen
 Liedern so oft besungen und gepriesen, und der er
 bis zum letzten Athemzuge ein zärtlicher Freund,
 ein treuer Gatte war. Mit W. Alexis und
 Arthur Mueller gab er bald darauf eine Samm-
 lung von Novellen und Erzählungen heraus *), und
 begleitete im folgenden Jahre seinen, ihm in die
 Ewigkeit vorangegangenen Freund Gaudy auf
 einer Reise an den Rhein und durch die Schweiz.
 Auf dieser Reise schrieb er eine Reihe humoristischer
 Briefe, die voll der anziehendsten und launigsten
 Schilderungen, und bis jetzt noch ungedruckt sind.
 Die dritte Sammlung seiner Gedichte erschien un-
 ter dem bescheidenen Namen „Lyrisches“ **),
 und erwarb dem immer mehr anerkannten Talente
 des Dichters zahlreiche neue Freunde. Das letzte
 selbstständige Werk sind die im Jahre 1839 her-
 ausgekommenen „Erlebnisse des Herzens“ ***),
 kleine, innig und zart empfundene Geschichten,
 welche mit volstem Rechte den höchst bezeichnenden
 Namen „Liebes-Novellen“ führen. In der letz-
 ten Zeit beschäftigte den schon lange Krankenden
 eine neue verminderte, aber verbesserte Ge-
 sammtausgabe seiner Gedichte.

Ferrand verschied am 23. October d. J. am
 Lungenstiche, der in Folge eines hitzigen Recen-
 sions eintrat. Von seiner trauernden Gattin, von
 seinen Kindern beweint, von seinen Freunden be-
 klagt, gebühret dem Dahingeshiedenen neben seinem
 Dichterruhme der eben so große Ruhm, das Alle,
 die im Leben ihm näher standen, in ihm ihren
 treuesten und aufrichtigsten Freund verloren haben.

Trübe seiner Asche!
 Ehre seinem Andenken!

E. G. von Puttkammer.

Das Urtheil einer berühmten Tou-
 ristin über die Hamburger Damentollete.
 Aus den Briefen einer geistreichen Touristin, die
 demnächst zum Druck gelangen sollen, wird uns
 ein Passus über die Hamburger Damentollete
 mitgetheilt, den wir nicht Anstand nehmen, unsern
 Leserinnen vorzuführen. Mag es immerhin ein

*) Gedichte von E. Ferrand. Berlin, im Verlage der
 Stube'schen Buchhandlung. 1834.

**) Gedichte von E. Ferrand. Neue Sammlung. Ber-
 lin im Verlage der Stube'schen Buchhandlung. 1835.

***) Novellen von E. Ferrand. Berlin, im Verlage der
 Stube'schen Buchhandlung. 1835.

*) Babelien. Novellen und Novellen von Willibald
 Alexis, E. Ferrand und Arthur Mueller. 2 Theile,
 Leipzig, 1837. Verlag von Carl Focke.

**) Lyrisches. Von E. Ferrand. Berlin, 1838. Verlag
 von E. W. Krause.

***) Erlebnisse des Herzens. Liebes-Novellen von
 E. Ferrand. Berlin, 1839 Verlag von E. W. Krause.

wenig schroff und beißend sein, es ist das nöthig, wo es Umgestaltung und Aenderung veralteter Sitten und schlechter Gewohnheiten gilt. Und daß Hamburg deren in seinen Moden noch viele besitzt, ist nicht zu leugnen. Um sie abzuschaffen, muß man aber die Unleidlichkeit und Unschönheit derselben jedenfalls erst recht kennen und inne werden, und da die Auslassung unserer Touristin dies bewerkstelligt, so lassen wir dieselbe eben deswegen hier unsern Leserinnen vor die Augen bringen. Unsere schöne „Reisende“, wie die Gräfin Hahn sagen würde, schreibt nämlich wie folgt. „Wenn etwas für den Fremden weniger ansprechend sein kann, als das hamburget Klima, welches mit seiner feuchten Luft, seinem Wind und Regen anfänglich nicht leicht zu ertragen ist, wenn etwas für den Fremden weniger ansprechend sein kann, so sind es die Hamburger Damentoiletten. Diesen Toiletten fehlt es an Geschmack, Grazie und Anmuth, und darum stehen sie so weit hinter denen der Pariserinnen, Berlinerinnen und Wienerinnen zurück, obgleich die Hamburgerinnen, deren reichstädtische Wohlhabenheit berühmt ist, gewiß nicht mindere, vielleicht sogar noch größere Kosten darauf verwenden, als jene. Wenn sich eine Hamburger Dame Stoffe auswählt, so wird sie gewiß dem Theuersten Dauerhaftesten und dabei Unscheinbarsten den Vorzug geben; dunkle, farblose, etwas verdriessliche Nuancen gefallen ihnen am Besten, besonders auf der Straße, wo sie immer aufzufallen fürchten. Jedes lebhaftes Band, jede grazios flatternde Schleife erregt ihr Bedenken und von jeder etwas bunten Farbensammenstellung fürchten sie, sie können sie compromittiren. Auf den Strahüten ist weiß ihre Lieblingsfarbe es mag dies ihnen nun stehen oder nicht. So wie es einerseits die zu große Solidität der Hamburgerinnen ist, die sie verhindert, sich geschmackvoll zu kleiden, so ist es andererseits ihr zu großer Ordnungssinn. Sie verstaten auch nicht die kleinste materielle Nachlässigkeit, sie stecken sich jeden Krage, jedes Tuch, jede Mantille mit so viel Stecknadeln fest, als nur möglich, damit nur ja nicht ein laises Lüftchen einmal etwas verschiebt oder in Falten legt. Darum sehen sie so steif, so viereckig, so — nicht a quatre epingles, sondern — à cent epingles aus, was schon allein der Toilette allen Reiz und alle Illusion nimmt. Und nun die Pugarbeit! Jede Rosette ist wie aus Stein gehauen, jeder Hut eine feste, mit dem Winkelmaß gemachte Mauearbeit! Wenn die Hamburger Damen doch von den Pariserinnen oder von ihren pikanten Nachbarinnen, den Berlinerinnen, lernen

möchten, um aus ihren Toiletten den Anstrich der Nüchternheit, Steifheit und soliden Farblosigkeit zu verbannen! — Es ist zwar wahr, daß sich gegen die von uns getadelten Fehler eine entschiedene Reaction in Hamburg bemerklich macht, aber diese können wir ebenfalls keine glückliche nennen. Während nämlich der größere Theil der eleganten Hamburgerinnen sich aus Zaghaftigkeit unscheinbar kleidet, suchen im Gegentheil einige reiche Jüdinnen sich durch bunte Farben und kühne Zusammenstellung hervorzuthun, sie versuchen jede Neuerung und haben des Muthes fast zu viel. Und — die Grazie fehlt ihnen auch; was leicht sein sollte, ist plump und vierschrötig, sie übertreiben alles und vernichten jede Schönheit, weil sie sie bis zur Karikatur treiben; sie wissen nicht, was sie kleidet und das feine und richtige Maas fehlt überall.“

Baierscher Erbfolgekrieg. Da in diesem Kriege nicht, wie in den früheren siegreichen Kriegen Friedrich des Großen, Ströme Blut vergossen wurden, nannte man ihn spottweise den — Kartoffelkrieg. Man scheint dabei wahrscheinlich vergessen zu haben, daß dieser unblutige Krieg ohne alle persönliche Vortheile von dem großen König mit großer Uneigennützigkeit begonnen wurde, zum Schutze des Schwachen gegen die Macht des Stärkeren, um dann, was noch trauriger ist, dafür Undank einzuernten. Wie Friedrich der Große diesen Krieg genannt, hat man bis jetzt noch unerwähnt gelassen. In einem Gespräch mit dem Prinzen von Ligne äußerte er: „Es war nur ein Prozeß, wo ich als Gerichtsdienter auf Execution gekommen bin.“

— d —

Somonym.

Es bringt Wunder, es bringt Tod,
Wenn's geschickt ein Mensch berührt, ¹⁾
Thür und Kirch' und Schloß es zieret, ²⁾
Sicher, wie ein Kahn und Boot
Ueber Fluß und Strom uns führt; ³⁾
Er bewahrt, was Geisteskraft
In den Weibestunden schafft,
Was belehrt, begeistert, rühret,
Aber auch, was Unverstand
Dunkelhaft mit flücht'ger Hand —
Tagelöhnerarbeit — schmieret,
Doch nicht selten Neid und Haß
Sich zu einem Bund vereinet, ⁴⁾
Und als Herold es erscheint,
Friede kündend. — Was ist das? ⁵⁾

— e.

Auflösung in nächster Nummer.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Kückmann.

In Commission von Bruno Hinz in Leipzig.